

Ueber die Reisewege der ältesten nordischen Mission und die Gründung der Kirche Ansgars.

Vortrag auf der 16. Generalversammlung des Vereins am 3. Juli 1912,

gehalten von

Professor Dr. Aug. Sach in Lübeck.

Als seitens des Vorstandes des Vereins für schleswig-holsteinische Kirchengeschichte die Aufforderung an mich erging, auf der diesjährigen Generalversammlung über ein landeskirchengeschichtliches Thema zu sprechen, habe ich mich ihr nicht entziehen wollen, obwohl ich seit einigen Jahren schon etwas draußen vor der Tür stehe. Es wird daher nicht befremdlich erscheinen, wenn ich einen Stoff aus der ältesten Zeit gewählt habe, der mit meinen früheren Arbeiten über das Herzogtum Schleswig in engerem Zusammenhange steht; es dürfte auch nicht wunder nehmen, wenn ich dabei statt der eigentlich kirchlichen oder politischen Seite mehr allerlei Nebenfragen von topographisch-antiquarischer, geographischer und handelspolitischer Art in den Vordergrund treten lasse, die in gewissem Sinne eine Unterlage für ein genaueres Verständnis der älteren Zeit bilden und manchmal mehr als billig bei Seite geschoben werden.

Ich möchte Sie bitten, mich auf den Reisewegen zu Wasser und zu Lande zu begleiten, die die älteste christliche Mission einschlug und nur einschlagen konnte, um die noch unbekannte nordische heidnische Welt, zunächst die Landschaft nördlich der Eider, im Bunde zuerst mit der Politik in einen engeren Verband mit dem südlichen christlichen Frankenreich zu bringen. Angelsachsen und Friesen, und dann Niedersachsen und Franken haben sich nach einander in diesen Dienst gestellt; die verschiedenen, aber nach Lage der Verhältnisse allein gegebenen Straßen, die sie zogen, die örtlichen Zielpunkte, die sie erstrebten, von Willibrord an bis zur Errichtung der ersten

christlichen Kirche durch Ansgar, und schließlich die Schicksale dieser Kirche selbst näher zu verfolgen, wird im Folgenden meine Aufgabe sein.

Es erheben sich dabei mancherlei Fragen, die seit alters durch Sage und Legende so verwirrt erscheinen, daß selbst eine genaue urkundliche Forschung bei der Beschaffenheit der gleichzeitigen Quellen nicht immer zu einem übereinstimmenden, unanfechtbaren oder befriedigenden Ergebnis gelangen kann. Denn um so schwieriger wird alles, je mehr man ins Einzelne vorzudringen sucht, und um so weiter gehen dann die Meinungen auseinander. Ich brauche nur an das Fostitesland Willibrords mit seiner heiligen Quelle zu erinnern, und alsbald taucht vor uns jene einsame Felseninsel Helgoland aus dem Meere auf, aber immer noch halb von dichtem Nebel eingehüllt, der das Auge trübt und völlig irre führen kann; ich brauche nur Hollingsted und seine sagenhafte Handelsgröße zu erwähnen, und alsbald sehen wir ein Geisterschiff die Treene hinauffahren, das den Ansgar mit seinen Begleitern an die dänische Grenze bringen könnte. Und damit noch nicht genug. Mit dem fränkischen Eliesthorp, dem nordischen Eliaswik, dem angelsächsischen aet Haethum, dem jütisch-dänischen Haithabu und schließlich dem einsamen Haddeboth (Haddeby) tritt uns ein wahrhaftes Namenlabyrinth entgegen, durch das die Forschung einen gangbaren Weg zu finden hat, wenn anders sie nicht darauf verzichten will, den Ort, wo Ansgar gewohnt, und den Platz, wo er seine Kirche errichtet, genauer zu bestimmen.

Die Anfänge der Mission sind für unser Gebiet gewissermaßen auch Entdeckungsreisen gewesen, seitdem auch die dürftigen römischen Nachrichten über die ganze westliche Inselwelt, die Kunde von den drei Sachseninseln und den Mofiai völlig verschollen war. Männer aus dem seefundigen Volke der Angelsachsen waren es, die die friesische Mission in Angriff genommen hatten; es trieb sie unwillkürlich weiter auch zu den noch unbezwungenen Volksteilen überzugehen und weiter östlich in das Küsten- und Inselgebiet der Nordsee vorzudringen. Trotzdem, daß viele Gefahren von Stürmen und Seeräubern drohten und die fränkische Herrschaft, die niemals zur Seemächtig zu werden versuchte, hier völlig versagte, stand dieser Weg ihnen immerhin mehr offen, als der Landweg, der, solange das Heidentum der Friesen und der Niedersachsen noch ungebrochen war, so gut wie verschlossen blieb,

Aus Willibrords Leben erfahren wir wohl, daß es ihm nicht beschieden war, unter den noch freien, d. h. den noch nicht der fränkischen Herrschaft untertänigen Friesen irgendwelche Erfolge zu erzielen, da Fürsten und Volk hartnäckig an dem Heidentum festhielten; aber was ihn um das Jahr 700 nun weiter nach dem unbekannten Osten trieb, was ihn bewog, nach den gefährlichen Küsten des schleswigischen Festlandes seine Fahrt zu lenken und bei den normannischen Dänen sein Heil zu versuchen, darüber erfahren wir nichts. Waren es etwa Erinnerungen an die alte Heimat seines Stammes, die den englischen Northumbrier bestimmten, hier lange zerrissene Verbindungen wieder anzuknüpfen? Da sein berühmter Zeitgenosse und Landsmann, der Northumbrier Beda (geboren 673, gestorben 735) von einem „zwischen dem Gebiete der Jüten und Sachsen wüste liegenden Lande Angulus“ als der alten Heimat der Northumbrier zu berichten weiß, so könnte es nicht wunder nehmen, wenn eine solche Ueberlieferung auf seine Pläne von Einfluß gewesen wäre. Aber wir hören nichts davon, daß er durch das „Meerestor“ der Eider nach dem Hauptort Angeln zu gelangen oder auf dem heutigen friesischen Küsten- und Inselgebiet festen Fuß zu fassen versuchte. Es ist vielmehr eine ansprechende ältere Vermutung, der auch v. Schubert sich angeschlossen hat, daß es Ripen war, in dem er eine Missionsstätte zu finden hoffte. Es war an unserem ganzen Westen damals der einzig denkbare Hafenplatz, der als Vermittler eines Verkehrs zwischen dem dänischen Reiche und den westlichen Ländern in Betracht kommen kann. Der Name ist uns freilich erst mehr als 150 Jahre später aus Rimbert bekannt, aber immer doch als der einer uralten Ansiedelung; er erscheint dabei ganz fremdartig auf jütisch-dänischem Gebiet, klingt an das angelsächsische Ripon, worin Willibrord erzogen war, an und geht aller Wahrscheinlichkeit nach in eine Zeit zurück, die vor der Wanderung der Angeln liegt. Auch die Gründung der zweiten christlichen Kirche im Norden gerade in Ripen, als dem Hauptorte des Westens, wohin zu Lande die Heerstraße führte, könnte sehr wohl mit den früheren vergeblichen Bemühungen Willibrords in Beziehung stehen.

Wir hören von seinem späteren Biographen, daß er bei dem dänischen König Dugendus kein Entgegenkommen fand; nur 30 dänische Knaben, die er zu Missionaren zu erziehen gedachte, begleiteten ihn, als er sich zur Heimkehr nach Utrecht entschließen mußte.

Unterwegs ward er durch Unwetter gezwungen, „im Grenzgebiet der Friesen und Dänen“, wie es heißt, an einer Insel Fositesland anzulegen. Als er hier drei Eingeborene aus dem Wasser einer heiligen Quelle, aus der man nur schweigend schöpfte, zu taufen, ja die dem Gotte geweihten Tiere zu schlachten wagte, ward er wegen Heiligtumschändung ergriffen und vor den Fürsten Radbod gebracht. Nur der glückliche Umstand, daß ihn das dreimal an drei Tagen über ihn geworfene Loos nicht traf, rettete ihm Freiheit und Leben. Dieses heilige Fositesland, die Insel des sonst unbekannten Gottes Fosite, der sich bei späteren Schriftstellern in eine Göttin Fosite, Foste, wandelte und schließlich zu der römischen Vesta mit ihrem Tempel ward, ist für die geographische Altertumskunde fast zu einer zweiten Nerthusinsel geworden, von der Tacitus berichtet. Man glaubt sie längst gefunden zu haben und sucht sie doch immer wieder von neuem. Adam von Bremen ist bekanntlich der erste, der in dem Fositesland das heutige Helgoland sieht, und seine Ansicht ist seitdem meist herrschend geblieben, obgleich Widerspruch nicht ausblieb. Sein Bericht leidet in der That an allerlei Mißverständnissen. Er erzählt von einer Insel Farria, die der Bischof Gilbert von Fünen (etwa um 1050) auf der Flucht vor Seeräubern zuerst entdeckt und durch Errichtung eines Klosters bewohnt gemacht habe, und identifiziert dann diese Insel Farria, die wir schon früh als eigentliche Seeräuberinsel entweder als die Faröerinseln oder als das Eiland Farene mit seinem Kloster an der Northumbriischen Küste kennen, ohne weitere Begründung mit dem Fositesland und dieses dann wegen der Lage und der Heiligkeit seiner Quelle mit der Felseninsel Helgoland ¹⁾. Alle Bedenken, die sich gegen diese Anschauung Adams erheben, hat neuerdings Siebs ausführlich dargelegt ²⁾. Wenn er

¹⁾ M G. VII. 369: (Gilbert) quem tradunt conversum a pyratibus Farriam insulam — primum repperisse. v. Schwerin (Helgoland) und Siebs wollen (für Farriam) Farriâ lesen und übersetzen: „Gilbert, der, wie man erzählt, vor Seeräubern von Farria geflohen sei“! Ich halte dies für gänzlich verkehrt. Will man das Mißverständnis dem Adam nicht zutrauen, so wäre die Verbesserung J. Grimms: pyratibus Farrianis insulam weit vorzuziehen. Ueber Farria und Föhr vergl. meine Ausführung in Herzogtum Schleswig II. 237 ff.

²⁾ Siebs: Der Gott Fosete und sein Land. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur XXV S. 535 ff. Die Annahme v. Schwerins (Helgoland-Lund 1896 S. 9 ff.), mit Fositesland sei das Land Wursten am rechten Ufer der Wesermündung gemeint, hat Siebs widerlegt; seine Deutung von Helgoland als „hohes Land“ (Helgoland und seine Sprache 27) halte ich dagegen für verkehrt.

nun aber das Fositeland nach dem Kennemerland verlegt, wo die Legende ein Wunder Willibrords an eine heilige Quelle knüpft, oder es in der Insel Texel vor Nordholland wiederfinden möchte, so erscheint dies schon deswegen wenig wahrscheinlich, weil es sich deutlich um ein freies, den Franken noch nicht unterworfenen Land handelt. Man muß es meines Erachtens weiter nach Osten, an der Wesermündung oder noch drüber hinaus suchen, wie man ja auch die Nerthusinsel mit Müllenhoff am wahrscheinlichsten nach einer Elbinsel verlegt, wo später Hamburg sich erhob.

So war denn, wenn wir diesen Berichten trauen dürfen, der erste Versuch, noch über die Friesen hinaus eine Dänenmission zu begründen, gescheitert; es blieb auch, soweit wir wissen, der einzige, während desselben Jahrhunderts zur See mit den normännischen Reichen in Verbindung zu treten. Wohl hören wir, daß der Friesen Biudger mit Kaiser Karls Zustimmung noch einmal eine Fahrt nach dem Fositeland „an der Grenze der Friesen und Dänen“ unternahm, die Opferstätten des Gottes zerstörte, Kapellen errichtete und an jener heiligen Quelle die Einwohner taufte, aber weiter vorzudringen, ließ die Ohnmacht der Franken zur See nicht zu. Damit ist nun auch die letzte urkundliche Quelle über das Fositeland versiegt.

Mittlerweile war die Lage auf dem Festlande allmählich eine andere geworden und hatte einen Landweg nach dem Osten und dem Norden eröffnet. Friesland war christianisiert, Sachsen in einem Vernichtungskrieg bezwungen und die fränkische Reichsgrenze gegen die Normannen an der Eider verlagsmäßig festgestellt, wo die Flußinsel, auf der später die Altstadt Rendsburg sich erhob, seit alters den einzigen Uebergang und damit auch die Eingangspforte in die normannische Welt bildete. Solange Karl das Zepter führte, schritt man über diese Reichsgrenze nicht mit kriegerischen Eroberungen hinaus, und auch die Mission hatte sich mit diesen friedlichen und nur auf Verteidigung gegen die mächtigen Seekönige des Nordens gerichteten Bestrebungen abzufinden. Hatte doch der Kaiser sogar einen Teil Stormarns und Holsteins, auch der Umgebung des Kieler Busens den verbündeten Wenden überlassen und sich damit selbst den Zugang zu der Ostsee und zu den nordischen Ländern verschlossen! Wohl hatte schon Biudger richtig die Gefahren vorausgesehen, die den eben begründeten friesischen und sächsischen kirchlichen Ordnungen drohen könnten und später auch wirklich durch Göttrik drohten,

so lange nicht die fränkische Religion auch jenseits der Eider festen Fuß gefaßt hatte. Aber vergebens hatte er sich bemüht, den Kaiser für einen Kriegszug nach dem Norden im Interesse der Mission zu bestimmen. Die Lage in den unterworfenen nordelbischen Ländern mochte ihm auch noch nicht gesichert genug erscheinen, so lange nicht Ikehoe und dann Hamburg genügend feste Verteidigungspunkte zur Abwehr eines Angriffs zu Wasser und zu Lande boten. Erst Thronstreitigkeiten der Nachkommen Göttriks und Haralds, heftige Kämpfe um die Herrschaft in den nördlichen Grenzländern nötigten die fränkische Politik eine bestimmte Stellung einzunehmen.

Flüchtig und länderlos erschien der jüngere Harald kurz nach dem Tode Karls, der ihm freundlich gesinnt gewesen war, jetzt am Hofe Ludwigs des Frommen und erklärte gegen entsprechende Hilfe wider seine Stammesvetter sich bereit, die Oberhoheit des Kaisers anzuerkennen. Ein sächsisch-abodrietisches Heer zog auch nach Norden, über das „Meerestor“ der Eider, betrat die Landschaft Sinlendi, das „weite Gelände“ zwischen Eider und Schlei, von dem wir hier zum erstenmal hören, drang selbst bis an die Grenzen des späteren Herzogtums vor, kehrte aber um, ohne einen besonderen Vorteil über die unangreifbaren dänischen Seekönige gewonnen zu haben. Auch Harald begnügte sich damit, durch einen Vertrag mit seinen Vettern eine Teilherrschaft zu erlangen, die das angelobte Vasallenverhältnis illusorisch zu machen drohte.

Trotz dieser unsicheren Grenzverhältnisse, zu einer Zeit, wo Ludwig durch eine unkluge Politik die benachbarten Wenden aus treuen Bundesgenossen zu erbitterten Feinden gemacht hatte, hielt Ebo von Rheims die Stunde für eine aussichtsvolle nordische Mission gekommen. Indem man auf jede kriegerische Unternehmung, die bisher erfolglos gewesen war, verzichtete und wieder friedliche Wege einschlagen wollte, brach Ebo ohne Heer, nur mit der Autorität des Reiches und der Kirche ausgerüstet und von fränkischen Gesandten begleitet, im Februar 823 auf, um die dänischen Fürsten und ihr Volk zur Annahme der fränkischen Religion aufzufordern. Er zog die gesicherte Straße zu Lande, in Bremen schloß sich ihm der Bischof Willerich an; er erreichte das feste Ikehoe und erhielt mit Welanoo an der Stör, einem Geschenk des Kaisers, dem späteren Münsterdorf am Wellenberge, einen Stützpunkt, der für sein Wanderleben eine genügende Sicherheit bot. Möglicherweise steht auch damit das schon

früh genannte Ebbenthorp (1140) bei Hamburg in Verbindung, falls es wirklich seinen Namen tragen sollte. Es ist sicher, daß er dann der weiteren Heerstraße folgte, um zu der Ueberganginsel der Eider und in das Gebiet der Normannen zu gelangen. Aber die Berichte schweigen darüber; sie schweigen auch über seinen Zug durch das „weite Gelände“, das Sinlendi des Frankenheeres, zwischen Eider und Schlei. Nicht einmal ein Ort wird erwähnt, wo er mit Harald und dessen Vettern unterhandelte; war es neben anderen auch der Schleiplatz, den die Franken bereits seit 804 kannten? War hier die Residenz des Teilfürsten Harald, so ist Ebo auch der erste christliche Missionar gewesen, der ihren Boden betreten hat, ohne freilich festen Fuß fassen zu können. Die Autorität des Kaisers genügte nicht, um auch nur die Fürsten für das fränkische Christentum zu gewinnen; die Staatsaktion schloß mit einem völligen Mißerfolge ab. Ebo zog sich mit den kaiserlichen Gesandten auf demselben Wege, den er gekommen, durch die nordelbischen Gebiete über die Elbe nach seiner Heimat zurück.

Aber die Pforten über die Eider waren doch für die Mission erschlossen, die festen Plätze in nordelbischen Landen blieben gesichert. Kam eine günstige Zeit, das von Ebo angefangene Werk der nordischen Mission wieder in derselben friedlichen Weise aufzunehmen, so wäre es doch unbegreiflich, wenn man den gesicherten Landweg verlassen, alle festen Verbindungen gewissermaßen hinter sich abgebrochen und einen gefährvollen Seeweg einzuschlagen hätte, der durch den völlig unbekannten Lauf der Eider und Treene an das normännische Gebiet führte. Die politische Lage an der Grenze, die geographischen und militärischen Verhältnisse in Nordelbingen weisen unzweideutig nach einer bestimmten Richtung und schrieben auch der kirchlichen Mission ihre Reisewege vor.

Und die Zeit kam rascher, als man erwarten konnte. Harald mußte bald seine Teilherrschaft wieder aufgeben; in der Hoffnung auf tatkräftige Unterstützung wider seine Vetter erschien er mit seiner Gemahlin und einem Gefolge von 400 Personen am kaiserlichen Hofe zu Ingelheim. Aber die kaiserliche Politik ging selbst dann, als der König mit seiner Umgebung sich zur Annahme der Taufe entschloß, nicht über die bisherige friedliche Grenze hinaus. Man war zufrieden, wenn es gelang, dem Könige nach der Taufe die Herrschaft zu sichern und ohne militärische Hilfe sein Vasallenverhältnis

zum fränkifchen Reiche zu ftärken. Auf Empfehlung des Abtes Wala in Corbie, der vor Jahren mit anderen fränkifchen Gefandten den Friedensvertrag mit den Normannen auf der Eiderinfel abgefchloffen hatte und die nordifchen Verhältniffe kannte, ward dem Könige zwar in dem Lehrer der Klofterschule, dem Franken Anfgar, ein Beichtvater und Seelforger zur Seite gegeben, aber nicht einmal jenes Schiff, das ihn mit feinen Begleitern im Sommer des Jahres 826 den Rhein hinaufführte, ihm vom Kaifer felbft fondern von dem Erzbifchof von Köln zur Verfügung geftellt.

In dem friefifchen Dorftat fchieden fich die Wege; von hier beftand ein Handelsverkehr nach den nordifchen Ländern, von hier führte auch eine Heerftraße nach dem Often, auf Bremen zu. Brachte nun das Kölner oder ein anderes Schiff den König, der doch allein über die Reiferichtung beftimmen konnte, mit feinem Gefolge, dem alten Weg Willibrords folgend, über das Meer nach der fchlefwigifchen Weftküfte, oder ift er wie Ebo vor drei Jahren den wohlbekannten Landweg gezogen?

Bei Beantwortung diefer Frage kann man fich leider nicht auf Berichte von Augenzeugen ftützen. Kein Brief des Anfgar, der diefe Reife berührt, ift uns erhalten, auch fein ausführlicher Bericht über feine nordifche Miffion verloren gegangen. Nur zwei kurze Nachrichten liegen vor, von denen wir zunächft die fpätere in Betracht ziehen wollen, die uns in der vita des Anfgar von feinem Schüler Rimbert mitgeteilt wird. Diefe vita, die trotz einer gewiffen Uebersarbeitung über die damaligen Zuftände der nördlichen Länder zuerft ein helleres Licht verbreitet, zeigt daneben den gewöhnlichen Mangel mittelalterlicher kirchlicher Quellen; alle geographifchen, politifchen oder nationalen Verhältniffe, worauf wir heute befonders Gewicht legen, treten ganz vor dem erbaulichen Intereffe in den Hintergrund; fie werden als nebensächlich nur gelegentlich angedeutet, leiden dabei an Unklarheiten aller Art, die eine wahre Qual befonders für den Geographen bilden.

Hören wir alfo zunächft den Bericht Rimberts:

„Bon da (Köln) ausfahrend, erzählt er, gelangten fie über Dorftat und dann die Nachbargebiete der Friefen (*vicinia Fresonum*) durchziehend nach den Grenzlanden der Dänen, und weil Harald mitunter in feinem Reiche nicht gefichert bleiben konnte, fchenkte ihm der Kaifer ein Lehen jenseits der Elbe, wo er fich im Notfalle aufhalten konnte.“

Nach der gewöhnlichen und herkömmlichen Deutung dieser Worte, wie sie z. B. der kundige Kieler Karl Jansen scharf und bestimmt ausgesprochen hat, „geht Ansgar, wie er sich ausdrückt, rheinabwärts über Dorstat in die Nordsee, läuft in die Eider ein, landet im Gebiet der Friesen (will sagen Hollingsted) und erreicht von da die dänische Grenze“. Man sieht, das „durchziehend“ (transenutes) wird auf eine Seefahrt durch Eider und Treene bezogen, die vicinia Fresonum nach Eidersted verlegt, das auch wahrscheinlich schon damals von friesischen Einwanderern besetzt war, und zuletzt bei Hollingsted der Ankerplatz gefunden, der an der dänischen Grenze lag. Ich kann nicht zugeben, daß irgend ein Ausdruck in dem Rimbertschen Bericht auf eine Seefahrt hindeutet; ich bestreite auf das entschiedenste, daß mit vicinia Fresonum etwas anderes gemeint sein könne als die Dorstat benachbarten, bis an die Weser und darüber hinausreichenden Gebiete der Nordseeküste, die der fränkischen Herrschaft unterworfen waren. Nur in der Verlegung des Haraldschen Lehns nach jenseits der Elbe ist eine Unklarheit oder ein Mißverständnis festzustellen. Eben dieser Ausdruck ist es, der verschiedentlich Veranlassung gegeben hat, auch dieses Lehn nach Eidersted zu verlegen und hier die vicinia Fresonum wiederzufinden, obwohl Eidersted niemals unter der Botmäßigkeit der Franken gestanden hat. Was man nun auch aus den Worten Rimberts herauslesen mag, alle Unklarheiten verschwinden vor dem unzweideutigen älteren und gleichzeitigen Berichte, den uns die amtlichen Reichsannalen z. J. 826 bieten. Ältere einheimische Forscher haben auffälligerweise diese stillschweigend bei Seite geschoben. Der Grund scheint in dem Umstände zu liegen, daß darin nur von der Reise des Königs die Rede ist und Ansgars und dessen Mission mit keinem Worte gedacht wird; augenscheinlich wird ihr nur eine untergeordnete Bedeutung beigemessen, jedenfalls nicht die Bedeutung, die sie erst später in den Augen der Nachwelt gewinnen sollte.

Die fränkischen Reichsannalen berichten z. J. 826, wie folgt:

„Mit vielen Geschenken des Kaisers versehen, reiste er (der König) durch Friesland auf demselben Wege, auf dem er gekommen war (qua venerat via), zurück. In dieser Provinz schenkte er ihm eine Grafschaft mit Namen Hroustri, damit er sich dorthin zurückziehen könnte, wenn die Notwendigkeit seiner Verhältnisse ihn dazu gezwungen hätte.“

Wie man sieht, ist hier die Belehnung mit einer friesischen Grafschaft, d. h. mit Rüstringen an der Wesermündung, fast mit denselben Worten begründet, die wir bereits aus dem späteren Berichte Rimberts kennen. Das kaiserliche Lehn wird ausdrücklich als ein Zubehör jener friesischen, unter fränkischer Herrschaft stehenden Provinz bezeichnet, die der König bei seiner Hinreise schon durchzogen hatte. Diese Provinz ist nichts anderes als jene *vicinia Fresonum*, wovon Rimbert spricht. Von einer Seereise ist nicht die geringste Andeutung; meines Erachtens ist sie zum Ueberfluß auch schon durch den sprachlichen Ausdruck völlig ausgeschlossen. Der König reist durch eine fränkische Provinz *qua venerat via* zurück; nach gewöhnlichem Sprachgebrauch hätte bei einer Seefahrt von der Treene und Eider her und zurück durch das nicht fränkische Eiderstedt nicht eine *via* sondern ein *cursus* ihn und sein Gefolge bringen müssen.

Bevor wir nun von Hollingsted und der vielgepriesenen Landung Ansgars daselbst Abschied nehmen, muß ich noch mit einigen Worten die besonderen Umstände berühren, die die Schleswiger Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts bestimmt haben, gerade hier die Stelle zu suchen, wo Ansgar mit dem König den schleswigschen Boden betrat.

Wir kennen das mittelalterliche Hollingstedde freilich erst aus dem Jahre 1151 und zwar in isländischer Namensform *Hylingstadir*, aber es geht, wie die Endung *stat* oder *stad* beweist, in jene normännische Zeit zurück und vielleicht noch darüber hinaus. Gegen die Existenz des Ortes zur Zeit Ansgars kann sich also von dieser Seite her kein Bedenken erheben. Aber nach Analogie ähnlich gebildeter Namen wie des benachbarten Ellingsted und des weiter nördlich liegenden Balingsted ist die Deutung „Haltestelle“ oder „Anlegeplatz“ für Schiffe, in der man gewöhnlich eine besondere Stütze für die Landung Ansgars an dieser Stelle gesehen hat, völlig abzuweisen. Der Name enthält einen patronymisch gebildeten Personennamen *Holding*, *Holling*, wie er noch heute mehrfach in dieser Gegend vorkommt, und bezeichnet deutlich nur den Wohnsitz des Geschlechtes der Holde oder Holle. Wohl hatte der Ort als belegen am Westende des großen Dänenwalles, dessen Anfänge in die Zeit des Ansgar zurückreichen, wenn er auch von Rimbert nicht erwähnt wird, in späteren Zeiten eine gewisse militärische Bedeutung, wie denn die dänischen Seefürsten von der Schlei und der „freien Ebene“ her ihre

Schiffe über Land bis an die Treene schaffen ließen, um in dem mehr oder weniger unabhängigen friesischen Eidersted kriegerischen Unternehmungen obzuliegen, aber von einem Handels- oder Seeverkehr von Hollingsted nach den westlichen Ländern wissen wir aus der Zeit Ansgars und im ganzen 8. Jahrhundert nicht das geringste. Die späteren Erzählungen von einem uralten Handels- und Stapelplatz als einer Art von Vorhafen der Schleistadt, von einem geräumigen englischen Packhaus haben einen gelehrten Vorsprung und gründen sich auf Erinnerungen an die erst weit spätere vorübergehende Einfuhr des rheinischen Tuffs und des englischen Bleis, die auch bei der Kirche des Ansgar in der Schleistadt eine Rolle spielen. Schon früh und noch im 16. Jahrhundert war Hollingsted ebenso wie Ellingsted nur ein Walddorf, das bei geringem Ackerbau Holz und Holzkohlen auf den Markt brachte.

Nach dieser kurzen Unterbrechung wenden wir uns wieder dem Landwege zu und verfolgen die Reise des Königs über Bremen bis an die Elbe; hier war nur an zwei Stellen ein Uebergang möglich, um zu den fränkischen Festen Hamburg oder Ikehoe zu gelangen. Vergleicht man einige Vorgänge aus späterer Zeit, z. B. die Pilgerreise eines isländischen Abtes (1159), der über Heidhabor (Schleswig), Egisdhr (Eider), Ikehoe nach Stade zieht, oder erwägt man, daß bei Hamburg ein bequemer Flußübergang fehlte und die von hier nach Norden führende Straße noch in späterem Mittelalter oft unzugänglich war, so wird man wohl bei Stade-Wedel den gewöhnlichen Uebergang suchen müssen. Die mittelalterliche *via Slesvicensis*, die wichtigste Verkehrs- und Handelsstraße bis in die neueste Zeit, führte von Ikehoe nach der schon bekannten Uebergangsstelle über die Eider. Wir betreten dann mit dem König wieder jenes „weite Gelände“, die wenig bewohnte, mit Wald, Moor und Heide bedeckte Landschaft zwischen Eider und Schlei, die das fränkische und normannische Gebiet voneinander schied. Rimbert nennt den uns von den Franken und Angelsachsen überlieferten Namen *Sinlendi* oder *Sillende* nicht ¹⁾, aber er kennt diese gefährliche Straße sehr wohl, wenn er auch nur gelegentlich darauf hindeutet; er erzählt, wie ein Priester, der sich von

¹⁾ Ueber das altsächsische *Sinlendi*, das angelsächsische *Sillende*, das dänisch-jütische *Frae-plaet*, *Fræth-slet*, das niederdeutsche *Kampen*, alle gleicher Bedeutung, vergl. Herzogtum Schleswig III 17 ff und 98 ff.

Sachsen her nach dem Hafenplatz an der Schlei begeben wollte, unterwegs von den Normannen ausgeplündert und erschlagen sei; er schildert, wie christliche Gefangene als Knechte in dem Schleiort verhandelt, selbst wenn sie entkamen, von den benachbarten nordelbischen Sachsen wieder an die Heiden verkauft wurden, und gibt uns damit ein Bild von den wirren Zuständen in diesem Grenzgebiet, das der König passieren mußte, um den vielbesuchten Hafenplatz an der Schlei, seine wahrscheinliche Residenz, zu erreichen.

Damit kommen wir zu der viel behandelten Frage, wo dieser Hafenplatz an der Schlei, in dem Ansgar später auch die erste christliche Kirche gründete, zu suchen ist. Rimbert nennt den Namen mehrfach; zu dem portus Sliaswich kommen Kaufleute und Christen von Dorstat und Hamburg, und über ihn ziehen viele Schweden wieder ihre Straße nach Hamburg und Dorstat; er erscheint als der einzige Handelsplatz an der Ostsee, als Vermittler des Verkehrs zwischen den nördlichen und südwestlichen Landen; aber in der ganzen Lebensbeschreibung erfahren wir über seine Lage, ob südlich oder nördlich der Schlei, und über seine sonstige Beschaffenheit so gut wie nichts. Nur eine ganz leise Andeutung läßt darauf schließen, daß hier eine befestigte Burg bestand; wir dürfen auch annehmen, daß diese Burg, nach damaligem Sprachgebrauch sonst stets *urbs* genannt, von einem unbefestigten *suburbium* umgeben war, die zusammen eine *civitas* bildeten. Daß damit nur die auf einer Landzunge oder Halbinsel am nördlichen Schleiufser liegende Altstadt Schleswig gemeint sein könne, auf deren Feldmark bei St. Jürgen und weiter hinaus noch um 1600 uralte und für eine uralte Ansiedlung zeugende Grabhügel so dicht gedrängt lagen, daß Cypraeus geneigt ist, die Nachrichten Saxos über die Grabhügel und die sich daran knüpfenden Kämpfe bei Schleswig nicht an das Südufer sondern an das Nordufer der Schlei zu verlegen, — die nördliche Lage des Schleiortes, meine ich, wäre wohl nie ernstlich bestritten worden, wenn sich nicht von ganz anderer Seite her allerlei Schwierigkeiten sprachlicher und auch urkundlicher Art erhoben, die sich nicht ohne weiteres bei Seite schieben lassen.

Zunächst fragt sich, ob das Sliaswich oder Sliaswic, das Rimbert allein kennt, den eigentlichen Namen des „Hafenplatzes“ (portus) bezeichnet; das Wort kann im Nordischen nur „Schleibucht“ (niederdeutsch wie des Slighes) bedeuten. Statt der nach Analogie

des bei Schleimünde längst vergangenen Mynnaesby und der Sliesherreth (Schleiharde) auch möglichen, aber nicht nachweisbaren Namensform Sliasbu oder Sliesbu sprach man damals nur von einem Orte „an der Schleibucht“. Demgegenüber kennen die fränkischen Reichsannalen um 804 und 808 nur ein Sliesthorp oder einen portus Sliesthorp. Da nun auf jütisch-dänischem Gebiet die Endung -thorp als Bezeichnung eines späteren Ausbauerdorfes, ihrem Ursprung entsprechend regelmäßig mit einem Personennamen verbunden ist, so gibt die Bildung Sliesthorp (Schleidorf) deutlich nicht jütische, sondern speziell fränkische Herkunft zu erkennen. Sie ist nichts als eine mißverständene Uebersetzung. Die Franken kannten wic (Büsen) in der nordischen Bedeutung nicht; nach ihrem Sprachgebrauch bezeichnete das Wort ausschließlich thorp (Dorf), und demgemäß nennt Rimbert den Hafenplatz auch vicus.

Bezeichnend ist nun, daß Sliaswic in der fränkischen Deutung als „Schleiort“ seit Rimbert im kirchlichen Gebrauch des Südens allein herrschend geblieben ist und den Namen des Bistums und in weiterer Folge auch den des völlig ausgebildeten Herzogtums bestimmt hat, während Sliaswic in seiner ursprünglichen Bedeutung als „Schleibucht“ im Nordischen noch lange einen festen Stand behauptete. Unter solchen Umständen ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Hafenplatz noch einen besonderen heimischen Namen getragen hat; wie es bei dem altgermanischen Namen der Insel Fehmarn geschehen ist, könnte er durch den südlichen Sprachgebrauch verdrängt und nur bei den nördlichen Völkern bewahrt geblieben sein.

Ist es nicht eine ganz auffällige Tatsache, daß gegen Ende des 8. Jahrhunderts, 30 Jahre etwa nach dem Tode Ansgars und kaum 10 Jahre nach dem Tode Rimberts, nordische Seefahrer, die diese Gegenden genau kennen und beschreiben, dem Könige Alfred von England nichts von einem Handelsplatz Sliaswic zu berichten wissen, sondern nur aet Haethum d. h. einen Ort „an den Heiden“ kennen? Sollte das Sliasthorp der Franken, das Sliaswich Rimberts mittlerweile verschwunden sein? Wenn nicht, so wird es gestattet sein, daraus die notwendigen Folgerungen zu ziehen. Das aet Haethum „an den Heiden“ ist der ins Angelsächsische übersehte Name des damals einzig und allein an der Schleibucht vorhandenen Hafenplatzes, der, wie allgemein anerkannt ist, auf jütisch-dänisch nur Haithabu d. h. Ort „an den Heiden“ gelautet haben kann. Diesen jütisch-

dänischen Namen treffen wir nun gerade ein ganzes Jahrhundert später urkundlich zuerst auf zwei Runensteinen wieder, die, zu Ehren einiger bei Belagerung von Haithabu gefallenen Helden am südlichen Schleiufer errichtet, den Altertumsforschern den Hauptanhalt geboten haben, den Namen einzig und allein mit der unzweifelhaft im 9. Jahrhundert in dem Ringwall der sogenannten Oldenburg am Hadebyernoor bestehenden nordischen Wikingeransiedelung in Verbindung zu bringen, die von König Svend gegen Ende desselben Jahrhunderts belagert und zerstört sei.

Es ist hier kaum der Ort auf diesen Namenstreit, der bereits am Ende des 9. Jahrhunderts beginnt und bis heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist, näher einzugehen, da man neuerdings, so weit ich sehe, nicht mehr wie früher die Ansgarkirche in den Ringwall der Oldenburg zu verlegen wagt. Indes dürfte es nicht schaden, auf einige Punkte, die auch für die Ansgarkirche in Sliaswic von Interesse sind, aufmerksam zu machen ¹⁾.

Um dieselbe Zeit, am Schlusse des 9. Jahrhunderts, wo die Runensteine gesetzt wurden, weiß der Enkel desselben Königs Alfred, durch den wir 100 Jahre früher das aet Haethum kennen, nur von einer „Hauptstadt Angelns“, die in sächsischer Sprache Sliaswic, bei den Dänen aber Haithabuy genannt werde. Er kennt also zur Zeit König Svends nur einen einzigen, zu Angeln gehörenden und demgemäß am nördlichen Ufer der Schlei gelegenen Platz und erklärt diesen auch ihm auffallenden Umstand ganz richtig durch den verschiedenen Sprachgebrauch der nördlich und südlich wohnenden Völker. Dieselbe Bemerkung wiederholen auch später Adam von Bremen und Helmold. Warum wissen nun die nordischen Quellen meist nur von Heidhabu zu erzählen und warum verstehen sie, wenn sie von Slesvic, Slesvitr sprechen, wie zahlreiche Beispiele für jeden, der sehen will, ergeben, darunter nur im alten Sinne die große, von dem Myosund, dem schmalen Sund (Missunde), sich südwestlich erstreckende Schleibucht? Wie will man erklären, daß der angebliche Name der jüngeren, nur etwa 100 Jahre bestehenden Wikingeransiedelung in der Oldenburg bereits um die Zeit ihrer angenommenen Zerstörung auf die

¹⁾ Die urkundlichen Nachrichten über die Namen Sliaswic, Sliesthorp, Haithabu, Hedeby finden sich gesammelt Herzogtum Schleswig II. 109 ff.; III. 237 ff., 138 ff.; über die Oldenburg siehe II. 32 ff., besonders III. 137 ff.

ältere Stadt an dem Nordufer der Schlei übergegangen war? Wie ist es denkbar, daß der angeblich junge Name Halthabu einer bald völlig zerstörten Ortschaft den Namen der gegenüberliegenden altberühmten und fortbestehenden Stadt im Norden so stark zurückdrängen konnte? Warum weilt, um nur einige Beispiele von vielen anzuführen, König Knut 1085 in Hedeby? Warum wird König Niels 1134 in Hethabu erschlagen? Warum pilgert der isländische Abt 1159 über Heidaboer südwärts? Warum stirbt der Bischof Nicolaus 1234 in Heidaby und die Königin Ingeborg 1267 in Hethaebii? Warum stellt König Erich 1283 in Heteby Urkunden aus, warum liegt noch 1307 der Dom St. Petri in Hethaebj und haftet die Benennung Hethebysand in dem neueren Stadtrecht um 1400 noch an der „Freiheit“ am Nordufer der Schlei? Wie will man gar erklären, daß nach dem Zeugnisse des Kanzlers Trutziger und des Statthalters Heinrich Ranzau die friesisch und jütisch redenden Landbewohner im Westen und Norden um 1600 die Stadt Schleswig nur unter dem Namen Hedeby kennen und dieser Sprachgebrauch noch zu Ulrich Petersens Zeiten († 1735) nicht ganz verschwunden war? Wie ist es überdies denkbar, daß von einer nur so kurze Zeit neben der Hauptstadt Angeln existierenden Wikingeransiedlung, von der auch nicht die geringste Kunde im Volke geblieben war, nachweisbar von etwa 1200 an das uralte Kornmaß Heit-Iscepel, Heitscip, Buscepel, Buscip, beides von den Kurzformen Heith- und -bu gebildet, seinen Namen erhalten und bis in die neueste Zeit fest im Volksleben Mittelschleswigs wurzeln konnte? Alles das ist nur dann zu begreifen, wenn Halthabu von jeher der eigentliche Name der Ansiedlung an dem Eliaswic, am Nordufer der „Schleibucht“ gewesen ist, worin König Harald mit Ansgar, trotzdem Rimbert den Namen nicht kennt, seinen Einzug hielt. Auch die Altertumsforschung dürfte sich sehr wohl dabei beruhigen können, wenn der Ringwall der Oldenburg nicht sowohl ein Wikingerlager Halthabu sondern nur ein solches bei Halthabu an dem Eliaswic, der Schleibucht, eingeschlossen hat.

Aber dies ist nicht die einzige Schwierigkeit, die der Namensstreit in sich birgt; es gibt noch eine andere, die besonders für die Bestimmung des Platzes, wo Ansgar die erste christliche Kirche nördlich der Eider errichtete, große Verwirrung angerichtet hat. Zum Verständniß der Verhältnisse, die dazu führten, brauche ich nur daran

zu erinnern, wie König Harald und Ansgar schon nach einem Jahr wieder aus Sliaswic weichen und der eine sich nach den südlichen Sicherheitsplätzen, der andere nach seinem friesischen Lehn zurückziehen mußte; wie dann die nordische Mission völlig ruhte, die Stürme, die über Hamburg durch den normannischen Ueberfall hereinbrachen, lange Zeit jedes Eingreifen hinderten. Erst als Erzbischof von Bremen sah Ansgar die Lage an der Grenze sich günstiger gestalten, als der König Horich in ein besseres Verhältnis zu dem Frankenreiche zu kommen suchte. Er führte auch die Unterhandlungen namens Ludwigs des Deutschen, ging am Hofe Horichs ein und aus und wußte schließlich von ihm die Erlaubnis zu erwirken (849—850), „in dem dazu am meisten geeigneten und unserem Lande zunächst gelegenen Hafenplatz Sliaswich dem Herrn eine Kirche zu erbauen“.

Noch einmal drohte der Untergang, als Hovi, der Graf der Stadt, nach dem Tode des älteren Horich die Kirche wieder schließen und den Priester vertreiben ließ. Erst der jüngere Horich gestattete, mündig geworden, infolge der persönlichen Vorstellungen Ansgars und des Grafen Borchard die Wiedereröffnung, ließ sogar das Glockengeläute zu, das den Heiden ein Greuel war, und gestattete auch die Errichtung einer zweiten Kirche in Ripen.

Alles das ist bekannt genug, aber die Frage, wo der Platz dieser Kirche in dem Schleiort zu suchen ist, damit noch nicht beantwortet. Ist nun die urkundliche Ueberlieferung bestimmt genug, um darauf sichere Schlüsse zu bauen, oder hat hier die Tradition ein gewichtiges Wort mitzureden?

Wenn man die Schilderungen der tausendjährigen Jubiläumsfeier der Einführung des Christentums nördlich der Eider liest (1826), so hört man wohl zunächst Hollingsteds Lob singen, aber daneben ist es doch Haddeby und die einsamstehende Kirche daselbst, die den Mittelpunkt der Feier bildet. Man hielt sie für die Nachfolgerin der Ansgarkirche, seit Albert Kranz und Cypraeus galt allgemein Ansgar als ihr Schutzpatron; man wollte sein Bildnis nicht bloß in der Kirche entdeckt haben, man behauptete auch, sie habe den Heiligen im Siegel geführt; er habe an der Landzunge des benachbarten „hilligen Dehrs“ die heidnischen Normannen getauft, in dem umgebenden Walde unter freiem Himmel dem Volke gepredigt, so wie wir dieses auf einem bekannten Gemälde dargestellt sehen; anfangs

habe er jenseits des Haddebyernoors bei Loopsted seine Kirche errichtet, wo 1710 Landleute in einem Tale ein 20 Pfund schweres Stück einer zerbrochenen Glocke fanden, die natürlich einer hier zerstörten Ansgarkirche angehören mußte und demgemäß dem benachbarten Felde den Namen „Kirchberg“ gab. So ward hier alles lokalisiert und hatte, mehrere Jahrhunderte von Mund zu Mund getragen, einen so festen Stand gewonnen, daß selbst ein so einsichtiger Forscher wie der Kirchenstatistiker Jensen an der Hauptsache nicht zu rütteln, wenigstens aus den Bedenken, die ihm die Urkunden aufdrängten, nicht die Folgerungen zu ziehen wagte. Und doch lag es nahe, den Ursprung dieser zuerst im 12. Jahrhundert bei den Mönchen des Rudeklosters auftauchenden Tradition in einer Namenverwechslung zu erkennen.

Die heute einsam stehende Kirche Haddeby bewahrt den Namen eines alten Dorfes, das sich wenigstens schon seit 1460 in ähnlicher Weise, wie andere frühere Kirchdörfer des Herzogtums, durch Ausbauten aufgelöst hat. Urkundlich kennen wir es von 1285 bis 1400 unter den Namen Haddeboth, Haddebothe, Haddebo; daneben steht in älterer Zeit nur einmal die Form Haddebu, Haddeby, die sich ebenso umwandelte wie Fialbothae 1245 auf Alsen in Fielby und seit dem 14. Jahrhundert etwa allmählich zur herrschenden und damit zur Trägerin der Ansgartradition geworden ist ¹⁾. Wie das niederdeutsche schleswigsche Stadtrecht zeigt, bildet die Benennung Haddebothsund (das heutige Haddebyernoor) einen scharfen Gegensatz zu dem gegenüber am Nordufer der Schlei liegenden Hethebysand (der heutigen Freiheit auf dem Holm); in der Bedeutung „Haddes-wohnung“ oder „Wohnung des Haddo“ steht der Name dem Hattthabu, „dem Ort an den Heiden“, vollkommen fremd gegenüber. Schon vor mehr als 60 Jahren hat Müllenhoff diesen Gegensatz so sicher festgestellt, daß daran kein Zweifel mehr erhoben werden kann. Aber der alte Rudekloster Mönch, der 1291 den Ansgar hier in Hadaeboth seine Kirche bauen läßt, Albert Krantz und Cypraeus trieben keine modernen etymologischen Studien; sie hatten ihre Freude an dem ähnlichen Klange der Namen und bauten darauf ihre Schlüsse auf. Und man darf sich darüber um so weniger wundern, als in unserem

¹⁾ Die urkundlichen Nachweise finden sich in Herzogtum Schleswig I. 132; II. 112 ff.; III. 129 ff.

schleswig-holsteinischen Urkundenbuch, ja noch selbst in der neuesten, sonst so trefflichen Ausgabe des Helmold eine gleiche Verwirrung in den Namen herrscht.

Verlassen wir darum die Haddebyer Kirche, die nach den päpstlichen Urkunden v. J. 1399 und 1418 dem h. Andreas geweiht war, und wenden uns wieder dem Nordufer der Schlei zu. Wer die Topographie der mittelalterlichen Altstadt Schleswigs kennt, wird über die Lage der Kirche Ansgars von vornherein nicht zweifelhaft sein. Nach Lage der Dinge in dem heidnischen Orte konnte sie sich nicht in der Umgebung der königlichen Burg noch auch in dem suburbium erheben; nur an einem außerhalb dieser gelegenen und abgelegenen Orte, wo die Glocken die heidnischen Hörner nicht über-tönt, kann ihr von dem König Horich ein Platz eingeräumt sein. Und diesen angemessenen Platz würde man auf dem benachbarten Holm, der Insel oder Halbinsel, suchen müssen, auch wenn der Name der Schutzheiligen der Ansgarkirche nicht einen bestimmten Anhalt böte. Freilich tritt uns hierbei in der handschriftlichen Ueberlieferung der vita Rimberts eine gewisse Schwierigkeit entgegen; nur die Bremer Recension kennt die Bemerkung, Ansgar habe die Kirche „der h. Gottesmutter geweiht“. Aber jeden Zweifel hebt die gleiche Schutzpatronin der Hamburger Mutterkirche und die Erklärung des vertriebenen Bischofs Ekkehard, der sich um 1001 auf der Synode zu Gandersheim ausdrücklich einen Diener der Maria nennt. Von Saxo Grammaticus abgesehen, der von der vollständigen Zerstörung der Schleswiger Kirche durch Gorm den Alten berichtet, kennen wir die Kirche urkundlich erst im Jahre 1196 als sancta Maria in Holm wieder. Nach zuverlässigen Berichten gehörte sie, wie alle alten Kirchen der Stadt, zu den Tuffsteinbauten, die von Tönning, Oldensworth, Koldenbüttel, Schwabsted, Hollingsted bis nach Haddeby reichen; sie kann demnach in ihrer letzten Gestalt jedenfalls nicht über die letzte Hälfte des 10. Jahrhunderts zurückreichen. Nach dem Zeugnis Ekkehards muß sie vor Errichtung des Domes die Bischofskirche gewesen sein, wo denn auch die hier verstorbenen Bischöfe ihre Ruhestätte fanden. Es ist daher ein Irrtum, wenn die Nachricht von den Bischofsstäben der Figuren auf den Grabsteinen in der Holmer Kirche auf die spätere Kirche des St. Johannis Nonnenflosters bezogen wird. Der ältere Name der Kirche war den Chronisten gänzlich unbekannt, auch alle Kunde von ihrer früheren Bedeutung längst

verschwunden. Im 18. Jahrhundert kenne ich nur einen Gelehrten, der leise darauf hindeutet; es ist der Däne Langebek, der aber lange keinen Nachfolger fand.

Das Schicksal unser Iewen vrouwen ist bekannt. Als „wüste Kirche“ und den Armen zum h. Geist gehörend, ward sie mit Erlaubnis des Herzogs vom Räte der Stadt für 200 Mark an den Kanzler Tragiger (1571) verkauft, der die Steine zur Ausbesserung seines Hauses benutzte. Wie sich für ein so ehrwürdiges Gebäude geziemt, haben sich Sage und Legende auch um ihre Schicksale gerankt. Als Tragiger auf einer Reise nach Hamburg durch einen Sturz vom Wagen ums Leben kam, sah man darin eine göttliche Strafe; ja nach dem Volksglauben konnten die Steine der Kirche in seinem Hause keine Ruhe finden und mußten später zum Bau des Meierhofes Winnigen verwandt werden. In Wahrheit war Tragiger weniger schuldig. Schon vorher hatte der Herzog die „vornehmsten Zierrate“ der Kirche, insbesondere die geschliffenen dunkelroten Säulen im Chor zum Schmuck eines Portals auf seinem Schlosse Gottorp gebraucht und später bei einem Umbau an verschiedene Hofbeamte verschenkt, auch die mächtigen „gotischen und englischen“ Steine, wie sie genannt werden, zu Fundamenten des Schlosses und der großen dahinführenden Brücken verwendet, wo man sie zum Teil noch heute erkennen kann.

So ist die „herrliche schöne“ Kirche, die Porphyrkirche Hilduaders, die Nachfolgerin der ursprünglichen Ansgarkirche, vergangen und jede Erinnerung daran so gut wie verschwunden. Wer heute nach dem „Holm“ kommt, findet nur den alten Kirchhof wieder, der sie umgab, und auf ihm seit 1876 eine Kapelle mit einer Glocke aus der letzten katholischen Zeit, die der vergangenen Kirche angehört haben mag. Nur im Grunde liegen noch Reste des Fundaments, die auf eine Kreuzkirche schließen lassen.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen, die von einem bestimmten Standpunkt aus einen nur allzu spröden Stoff aus unserer Missionsgeschichte mundgerecht zu machen versuchten. Ich danke für die Nachsicht, mit der Sie mich dabei auf Seitenwegen begleitet haben, auf denen manche Steine des Anstoßes liegen. Bei der Beschaffenheit unserer Quellen ist es schwierig genug, diese Wege völlig zu ebnen, aber trotzdem wird eine bis ins Einzelne gehende Forschung

nicht ruhen können, sie so gangbar zu machen, daß der Fuß nicht mehr an einen jener Steine stößt, die besonders eine lange Tradition ihr in den Weg zu legen vermag. Freilich diese bei Seite zu schieben, ist nur dann möglich, scheint mir, und hat nur dann volle Berechtigung, wenn sich auch der Grund ihrer Entstehung hinlänglich feststellen läßt. Geschieht dies aber, und gelingt es auch nur in einigen wichtigen Punkten, so können hierin Ergebnisse kritischer Forschung und Tradition wieder ohne Streit ruhig nebeneinander wohnen.
